

Maria Engstrand

CODE



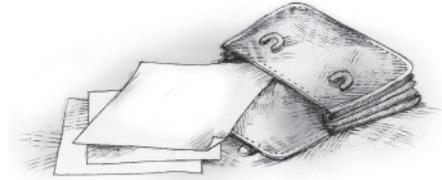
ORBITA
COMETAE
METEORAE
ORBITA
COMETAE
METEORAE

ORESTES

Leseprobe

Das auserwählte Kind

MIXTVISION



In Orestes' Zimmer war es deswegen so schummrig, weil die Rollos runtergelassen waren. Orestes wandte sich gleich zu den Fenstern um und begann, sie hochzuziehen. Ich kam mir blöd vor, wie ich dastand, hinter seinem Rücken. Er hatte nicht mal Hallo gesagt.

Die Wände in Orestes' Zimmer waren weiß und sein Bett war ordentlich gemacht, mit einem blauen Überwurf. Auf dem Boden lag nichts, kein Teppich und nicht mal die kleinste Staubflocke. Definitiv keine unbrauchbaren Gegenstände. Er war blitzblank.

Das hier sollte Mama auch sehen, dachte ich, denn das würde ihr gefallen.

»Und?«, fragte Orestes und drehte sich zu mir um. Er strich sich mit den Händen über die Hosenbeine. Er trug wie immer eine Stoffhose, aber einen langärmeligen Pulli anstelle eines Hemdes. Glatt gebügelt, versteht sich.

»Und?«, wiederholte er. Er hatte leicht rosige Wangen, sah aber ansonsten wie immer aus. Also nicht unbedingt so, als sei ich willkommen. Ich hatte ja gehofft, dass es dieses Mal besser laufen würde, dass ich mich vielleicht sogar zu fragen

trauen würde, warum er den Brief zerrissen hatte. Aber das sah nicht besonders vielversprechend aus.

»Ich habe Bücher für dich«, sagte ich.

»Bücher?«, wiederholte er verständnislos.

»Na ja, Schulbücher«, erklärte ich.

Das artete in einen extrem peinlichen Moment aus und ich wollte grade den Rucksack aufmachen und ihm die Bücher geben, als es an der Tür klopfte. Orestes zuckte zusammen. Er sah unglaublich verlegen aus, als ob er sich am liebsten in seinem Pulli verkrochen hätte. Es klopfte noch mal.

»Was ist?«, rief Orestes.

»Bloß ein bisschen Tee für Malin«, ließ sich die unbekümmerte Stimme seiner Mutter durch die Tür hindurch vernehmen.

Orestes starrte mich an, ohne eine Miene zu verziehen.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Dann komm rein«, meinte Orestes.

Orestes' Mutter bekam nichts von der merkwürdigen Stimmung zwischen Orestes und mir mit. Sie lächelte mich nur wieder so freundlich an und reichte mir einen großen Becher aus Ton, aus dem es scharf roch.

»So, bitte schön«, meinte sie. »Gelbwurz. Genau, was du brauchst.«

»Danke«, antwortete ich und nahm den Becher entgegen. Er war randvoll mit heißem, gelblichem Tee.

»Bist du sicher, dass du nicht noch ein bisschen Minze vertragen könntest, Orestes?«, fragte sie und tätschelte ihm die Wangen.

»Ganz sicher«, antwortete Orestes. »Mir geht's wieder gut.«

Seine Mutter ging raus und Orestes schloss die Tür nachdrücklich hinter ihr. Er starrte den Becher in meinen Händen an.

»Du musst das wirklich nicht trinken«, meinte er. »Sie ist verrückt. Total verrückt!«

Verrückt? Mir fiel keine gute Antwort darauf ein, deswegen schnupperte ich stattdessen am Tee. Er hatte einen stechenden Geruch, ein bisschen wie Heu. Der Becher lag warm und rund in meiner Hand. »Was ist das hier?«, fragte ich.

»Heißes Wasser mit Gelbwurz«, antwortete Orestes. Er setzte sich aufs Bett, absolut kerzengerade wie auf einen Küchenstuhl. »Sie mischt gern allerlei zusammen. Meint, das sei gut fürs Herz oder den Magen oder die Seele oder den kleinen Finger. Was auch immer. Das ist alles völliger Unsinn.«

»Es schmeckt jedenfalls ganz gut«, stellte ich fest und nahm einen Schluck. Das hätte ich tun sollen, bevor ich behauptet habe, es schmecke gut. Der Tee war so stark, dass er im Hals brannte. So stark, dass ich ein paar mal blinzeln musste.

Orestes strich mit der Hand über die Tagesdecke, als ob sie dadurch noch glatter werden könnte.

»Das würdest du nicht finden, wenn du so was ständig bekämst! Wenn alles, was du bräuchtest, eine Schmerztablette ist. Jedes Mal, wenn ich Kopfweh habe, wünschte ich, ich würde einfach ein Aspirin oder Paracetamol oder so kriegen. Und was gibt sie mir? Pfefferminztee!«

»Aber wozu?«, wollte ich wissen. »Warum bekommst du keine Schmerztablette?«

»Weil Mama nicht an Medikamente glaubt ...«, murmelte er. »Obwohl sie sonst an fast alles glaubt.«

Wie jetzt, *glaubt*? Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte, also nahm ich noch einen Schluck Gelbwurztee, nur um nichts sagen zu müssen. Orestes stand auf und ging hinüber zum Schreibtisch. Er fing an, die Stifte in der Stiftablage zu ordnen, obwohl sie bereits perfekt nach Größe sortiert waren. Er fuhr fort:

»Also dieses Schild da draußen vor der Tür. Das ist nichts, mit dem ich mich aufhalten würde!« Er hörte auf, mit den Stiften herumzufummeln, und drehte stattdessen einen Globus, der neben der Stiftablage stand.

»Wo wir auch hinkommen, hängt Mama ihr Schild auf, und dann haben wir das Haus voller Spinner, die mit ›Heilung duch Gesang‹ und ›Reinkarnation‹ experimentieren ... Das Einzige, woran sie nicht glaubt, ist alles, was tatsächlich wahr ist! Was wirklich funktioniert!«

Orestes' Stimme wurde auf einmal höher und schneller. Ich hatte ihn noch nie zuvor so viel reden hören! Er drehte sich zu mir um, aber ich wusste immer noch nicht, was ich sagen sollte. Also war ich gezwungen, noch einen Schluck Gelbwurztee zu nehmen. Er brannte in meinen Augen.

»Sie glaubt, dass man mit Wünschelruten Gold finden kann und dass es Glück bringt, wenn man das Sofa in eine bestimmte Ecke des Wohnzimmers stellt ... Sie glaubt daran, dass man sein Haus kraft seiner Gedanken schützen und

Krankheiten durch Handauflegen heilen kann. Aber an normale Dinge wie Rauchmelder oder Medizin, an so was glaubt sie nicht!«

Also, ich mag es ja nicht, wenn Leute wütend sind. Sie müssen nicht mal sauer auf mich sein, darum geht es gar nicht. Ich kann es einfach nur nicht leiden. Jetzt hatte ich schon drei Schlucke Tee getrunken, meine Augen träneten vom Gelbwurz und Orestes machte keine Anstalten, sich wieder zu beruhigen. So konnte das nicht weitergehen. Ich streckte mich nach meinem Rucksack aus und wollte gerade von unseren Hausaufgaben anfangen, als Orestes fortfuhr:

»Ich hasse dieses idiotische Schild, das sie neben der Haustür angebracht hat! Ich dachte, das hättest du gesehen. Damals, als du mit diesem Brief ankamst und irgendwas von Sternen und auserwählten Kindern geredet hast ... Ich dachte, dass ... dass du mich verarschst. Das macht doch immer irgendwer ... Und dann dachte ich, du bist auch eine von diesen Spinnern, die hierherkommen, du auch.«

Er sank auf den Schreibtischstuhl nieder. Er sah erschöpft aus. Und plötzlich fiel mir wieder ein, dass er ja Kopfweh gehabt hatte.

»Manchmal ist es etwas ruhiger«, sagte er, viel gefasster als zuvor. »Jedenfalls immer dann, wenn wir gerade mal wieder umgezogen sind.«

Ich dachte, er würde sich vielleicht entschuldigen, weil er sich wie ein Idiot aufgeführt und einen unbezahlbaren Brief zerfetzt hatte, nur weil er dachte, ich würde ihn verarschen. Aber nein, nichts da! Er sagte gar nichts mehr. Er sah fast

schon traurig aus. Und wenn ich eins noch weniger mag als wenn jemand wütend ist, ist das, wenn jemand traurig ist.

»Meine Mama ist auch verrückt«, hörte ich mich sagen. Ich musste irgendwas sagen, denn ich konnte einfach keinen Gelbwurzte mehr trinken. Orestes schaute auf. »Wirklich«, fuhr ich fort. »Sie hat zum Beispiel überhaupt keinen Orientierungssinn. Sie kann sich auf dem Heimweg von der Arbeit verlaufen, obwohl sie da schon seit mindestens zehn Jahren arbeitet. Und einmal, als es plötzlich in der Diele furchtbar zu stinken angefangen hatte, haben wir einen Dorsch in ihrer Sporttasche gefunden.«

»Einen Dorsch?«

»Einen Dorsch. Frisch, nicht gefroren ... Und ihre Turnschuhe lagen natürlich in einer Plastiktüte im Kühlschrank.«

Da geschah es plötzlich. Orestes grinste. Er hatte dasselbe Lächeln wie seine Mutter. In seinen Augen funkelte es wie Sterne am Himmel. Jetzt oder nie, dachte ich.

»Mir ist echt total egal, was deine Mutter macht, oder was auf diesem komischen Schild steht. Aber ich verstehe einfach nicht, warum du den Brief zerrissen hast! Ein Mann hat ihn mir gegeben und gesagt, es sei irrsinnig wichtig. Er hat gefragt, ob ich Fisch bin ... Und ich bin tatsächlich im Sternzeichen Fische geboren. Das stimmte! Und dann hat er gesagt, dass du in genau hundert Tagen in dieses Haus einziehen würdest. Genau wie du es getan hast! Die ganze Zukunft hängt davon ab, dass du diesen Brief bekommst, hat er gesagt.«

Mit einem Schlag erstarb Orestes' Lächeln.

»Du hättest einfach wegrennen sollen. Das klingt ganz nach diesen Spinnern, die Mama kennt. Fische und Sterne!«

»Mhmm.« Ja, klar war das verrückt. *Total* verrückt sogar. Aber genau deswegen war es ja auch so spannend! Ich versuchte es noch mal: »Aber ich spinne nicht. Und ich kapiere schon gar nicht nicht, was in dem Brief steht. Kannst du ihn dir nicht doch mal anschauen?«

»Hä? Ich dachte, der ist kaputtgegangen?«

Kaputtgegangen! Ha! Als ob er ihn nur aus Versehen in eine Million Schnipsel zerrissen hätte ...

Aber zum Glück bin ich ja ein umsichtiger und vorausschauender Mensch. Ich meine, was, wenn ich den Brief verloren hätte? Oder was, wenn Mama ihn gefunden hätte, als sie sich mal wieder Sorgen gemacht hat? Was wäre dann aus der Zukunft geworden?

Deswegen hatte ich den Brief selbstverständlich kopiert. Dreifach. Eine Kopie hatte ich in meinem Zimmer versteckt, eine in der Waschküche und eine wartete in meinem Rucksack auf Orestes.

Natürlich schaut Mama immer wieder meinen Rucksack durch. Aber es gibt eine Stelle, ein Geheimfach hinter der Sitzunterlage, von dem sie nichts weiß. Da hatte ich zuerst den echten, alten Brief versteckt. Und jetzt lag darin eine der Kopien, zusammengefaltet zu einem kleinen Würfel aus Papier. Ich strich die Falten so glatt es nur ging.

»Hier!« Ich drückte Orestes die Zettel in die Hände.

Orestes nahm die Briefseiten widerwillig entgegen. Die Kopie war natürlich nicht so schön wie der echte Brief, denn

das Papier war nur ganz gewöhnliches weißes Kopierpapier anstelle des alten vergilbten, dünnen Briefpapiers. Aber die Schrift war auf jeden Fall erhalten geblieben. Der erste Bogen war mit schwarzer Tinte beschrieben. Dicht an dicht in einer altertümlichen Handschrift, die aussieht wie ein Muster. Das sieht schön aus, finde ich, aber man kann es dadurch fast nicht lesen.

Orestes ging es genauso. Er warf einen kurzen Blick auf den Text, dann schüttelte er den Kopf und gab mir den Brief zurück. Ich hatte ja hundert Tage gehabt, um ihn zu entziffern, also konnte ich ihn fast auswendig. Ich las ihn Orestes laut vor.

Lerum, den 3. Dezember 1892

Mein Name ist Axel Åström und ich bin gerade mit dem Rang eines Majors aus dem Tiefbaukorps ausgeschieden. Meine feierliche Verabschiedung aus einem Leben für das Amt für Kai-, Brücken-, Hafen-, Straßen- und Wasserwerksangelegenheiten der Stadt Göteborg wird morgen früh vonstattengehen. Vielleicht liegt es daran, dass es mir nun gelegen anmutet, die Vorkommnisse zu schildern, die sich im Sommer 1857 ereignet haben, obwohl sie mich als einen Betrüger und Dieb entlarven werden. Zu meiner Ehrenrettung kann ich sagen, dass ich zu dem Zeitpunkt, als sich die Begebenheiten zutrug, die ich zu berichten beabsichtige, durch und durch von der Notwendigkeit meiner Entscheidungen überzeugt war.

Es war Fräulein Silvias Gesang, der alles ausgelöst hat, er war es, der die Sehnsucht in meinem Herzen weckte und mich zu

Sternenfeldern und Erdenströmen hinzog. Eine Sehnsucht, die über all diese Jahre nicht verebbt ist. Fräulein Silvia selbst schwebt auch so viele Jahre später noch als ein liebliches Zauberesen in meiner Erinnerung, wie ein Traum oder der Traum von einem Traum. Befänden sich nicht immer noch sowohl die Verse, die sie zu singen pflegte, als auch das Musikinstrument, welches sie zu spielen geruhte, in meinem Besitz, müsste ich wahrhaftig daran zweifeln, ob sie jemals wirklich existiert hat.

Das geheimnisvolle Fräulein Silvia hat mich ausdrücklich darum gebeten, die Worte zu ihrem Lied niederzuschreiben und sie auf die bestmögliche Weise der Zukunft zu übereignen. Erst jetzt erfülle ich diesen Wunsch. Da ich jedoch weiß, dass viele ihr Leben darauf verschwendet haben, den Geheimnissen, die das Lied erahnen lässt, hinterherzujagen – mich selbst eingeschlossen –, habe ich Sorge dafür getragen, dass die Worte sich nicht allernhand einfältigen Menschen erschließen. Möge es nur demjenigen, der weise genug ist, gelingen, die Fährte aufzunehmen.

Etwas kommt, etwas geht, etwas wandelt sich, etwas besteht. Hier ist der Schlüssel.

»Verstehe ich nicht«, meinte Orestes nachdenklich, nachdem ich zu Ende vorgelesen hatte.

»Ich auch nicht«, gab ich zu. Na ja, ich hatte zumindest kapiert, dass der Brief hier in Lerum, wo wir wohnen, geschrieben wurde, allerdings im Jahr 1892, also vor mehr als hundert Jahren. Und ich hatte auch begriffen, dass jemand namens Axel ihn geschrieben hatte und etwas erzählen wollte, das sich bereits 1857 ereignet hat. Aber das Ende des

Briefes, wo es um Sternfelder und Erdenströme und dieses komische Lied geht, war einfach nur seltsam.

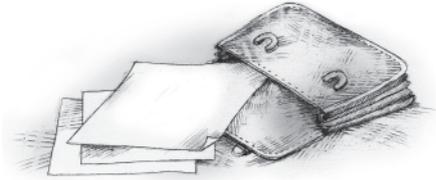
Was aber wirklich mysteriös und unbegreiflich war und mich nächtelang wach gehalten hatte, war das, was auf dem zweiten Blatt Papier in dem Umschlag stand. Das, was hinter dem ersten versteckt gewesen war. Darauf war der Text nicht in Axels verschnörkelter Handschrift geschrieben, sondern in ganz anderen Buchstaben. Mit einer alten Schreibmaschine, vermutete ich. Ich hielt Orestes das Blatt hin. Und so sah der Text aus:

pxnuetwkaqvsdggqyikmdallprieiyxiehyhrvqckduzywdu-
osxlynpvucqp vubmekvvdlgynspxfyezleyqyhvityyenqc-
prmerislmfwdydzggyzhi xynciznqy wzwlyjquciimqsrv-
hptgygeieuyhzhypjwtp rxyeeenptgyxmdkvqmsvvez-
pcxupzvlspwjzpoiureavhzomvmfpveyetgyndpjwyz-
truydxmknezqdydyetbfhsjcosoiy gkie xupavaqfruxupwtbu-
prvaxlietfvecnhzixyxqsaqy
hvczpqnyfsisydweexeeihqyyyleajvcxhizmftruyuyizow-
kydyiezqwhvletgyedfidgqyyexqchvheevfyypwtbxlkhzfvu-
owlremfxtetbffisyddoiuqqxvedpyqbm mie

pmehqfijaqmevoppwkyteilunkyflrvczppqxfmprqy-
zoieoqrjzhpphy ilexydpgynqczbqovvcmfwvczddnyulyj-
xdpmuydovznfpizhepvxcxerz wte hvlrfiezfprzwteh vle-
tisbnqlflppveuqnlnqhiehpforhzdx

Orestes starrte die Buchstabenreihen an. Er drehte und wendete das Blatt, hielt es gegen das Licht und legte es dann auf den Schreibtisch. Ich konnte sehen, dass er nachdachte, bis es rauchte.

Schließlich meinte er: »Das muss verschlüsselt sein. Die Frage ist nur, wie!«



»Weißt du, was eine Caesar-Chiffre ist?« Ich zuckte mit den Schultern, aber Orestes fuhr einfach fort: »Wenn eine Caesar-Chiffre angewandt wurde, um den Brief zu codieren, können wir den Text vielleicht entschlüsseln ... Aber dafür brauchen wir einen Computer. Wir gehen einfach zu dir! Ihr habt doch bestimmt einen Computer zu Hause, oder?«

Ob wir einen Computer zu Hause haben? Ich wusste nicht, was ich sagen sollte ...

Es ist nämlich so: Meine Mama ist ein Genie. Wenn ihr glaubt, ich bin von Orestes beeindruckt, weil er alles in Mathe weiß – vergesst es. Er ist auf jeden Fall nichts, *absolut nichts* gegen meine Mama. Sie ist so verdammt clever, dass es nervt. Entschuldigung, aber anders kann man es echt nicht nennen.

Und Mama hat Computer. Jede Menge Computer! Sie hat im Keller einen ganzen Raum voll davon und dort arbeitet sie, wenn sie es nicht ins Büro in der Stadt schafft oder wenn sie es einfach nicht lassen kann.

Mama liebt Computer so sehr, dass sie mir zum Geburtstag immer einen neuen, den *allerneuesten* geschenkt hat. Zu

mindest bis zu dem Jahr, in dem ich genug hatte und sie anschrte, dass ich Computer hasste und stattdessen lieber ein Cello wollte, weil das, was ich von der Musikschule geliehen hatte, nämlich in den Basstönen ganz furchtbar kratzte. Das führte dann zu unserem Cellokrieg, den ich gewissermaßen gewonnen habe, weil ich mittlerweile ein eigenes Cello habe mit einem tiefen, warmen Klang, den ich liebe.

Nach dem Cellokrieg habe ich natürlich meine alten Computer noch eine Weile benutzt, aber jetzt nicht mehr. Denn nach diesem leidigen Internet-Zwischenfall schließt Mama alle Computer in ihrem Raum im Keller ein, und ich darf nur noch ins Internet, wenn sie neben mir sitzt und genau sehen kann, was ich mache. Vom Internet-Zwischenfall wollte ich Orestes aber auf gar keinen Fall erzählen. Oder sonst irgendwem.

Also fragte ich bloß: »Hast du denn keinen Computer?«

»Machst du Witze?«, fragte Orestes. »Mama erlaubt mir ja nicht mal einen Taschenrechner! Sie glaubt, dass davon schädliche Strahlung ausgeht.« Orestes seufzte. »Wir können natürlich auch versuchen, den Code irgendwie anders zu knacken. Aber hier kann ich absolut nicht denken. Ich hasse diesen Lärm!« Draußen vor Orestes' Zimmertür war ein eintöniger, brummender Laut zu hören, der immer stärker angeschwollen war, während wir geredet hatten. Und jetzt brachte er sowohl Orestes als auch die Wände in seinem Zimmer zum Zittern. »Können wir nicht lieber zu dir gehen?«

Ich nickte. Bei mir zu Hause war um diese Uhrzeit zumindest noch niemand.

Auf dem Flur vor Orestes' Zimmer war das Geräusch sogar noch durchdringender, sodass mir der Schädel nur so brummte. Ein hellblondes kleines Mädchen, das flauschige Daunenfedern am ganzen Körper hatte, watschelte draußen herum. Sie zog ein kaputtes Kissen hinter sich her, aus dem überall weiße Daunen quollen.

»Elektra, was machst du denn?«, rief Orestes und hob das Mädchen hoch. »Mama!«, schrie er wütend. »Mama!«

Seine Mutter saß im Schneidersitz auf einem der gemusterten Teppiche im Wohnzimmer. Neben ihr stand ein alter CD-Player mit einem verworrenen Kabel, aus dem dieses dröhnende Geräusch kam. Sie hatte die Augen geschlossen. Es sah aus, als ob sie schlief, obwohl sie natürlich aufrecht dasaß. Orestes stöhnte. Er nahm Elektra das Kissen weg und bürstete ihr das Größte ab, dass die Federn nur so im Raum herumwirbelten. Dann setzte er seiner Mutter seine kleine Schwester mit Nachdruck auf den Schoß. Sie öffnete verschlafen die Augen und schaltete den CD-Player aus. Es wurde seltsam ruhig.

»Hier, nimm du sie«, sagte Orestes. »Ich gehe jetzt.«

Die Mutter nickte mit abwesendem Gesichtsausdruck. Sie strich ein paar Daunen aus Elektras Haar. »Hey, du«, sagte sie zu dem Mädchen, »willst du vielleicht mit mir medитieren?«

Orestes eilte mir voraus die lange Einfahrt zur Straße hinunter. Mit seinem steifen Rücken wirkte er ziemlich arrogant und es nervte mich so, dass ich mir das ansehen musste, dass

ich absichtlich hinter ihm herbummelte. Als ich an dem Gebüsch vorbeikam, hinter dem der Mann mit der Pelzmütze in dieser eiskalten Nacht auf mich gewartet hatte, fiel mir auf, dass sich dort ein dichter Teppich aus hellblauen Vergissmeinnicht ausgebreitet hatte. Zarte, leuchtend blaue Blüten. Genau da, wo er vor etwas mehr als hundert Tagen gestanden hatte.

Orestes wartete an der Treppe zu unserem Haus auf mich. Ich schloss die Tür auf und erschreckte mich fast zu Tode, als dort jemand in der Diele stand. Mein Papa! Ich hatte schon wieder vergessen, dass er nach Hause gekommen war.

Er hatte seine Regenjacke an.

»Bist du schon zu Hause?«, meinte er und hustete, während er gleichzeitig zu lächeln versuchte. »Beziehungsweise ihr ...«, fügte er hinzu, als er Orestes bemerkte. »Ich wollte grade etwas spazieren gehen. Mal schauen, ob ich eine kleine Runde schaffe.«

»Mach das«, erwiderte ich schnell. Papa ging raus. Und Orestes und ich rein.

Unser Haus ist ganz gewöhnlich. Normale Möbel, weder neu noch alt. Normale Sachen und auf ganz normale Art chaotisch. Das Einzige, was bei uns außergewöhnlich ist, ist Mamas Computerraum im Keller. Aber ich hatte auf keinen Fall vor, den Orestes zu zeigen.

Auch mein Zimmer ist relativ normal. Na ja, bis auf dass nicht unbedingt alle Dreizehnjährigen ein Cello vor der Balkontür liegen haben wie ich. Oder einen uralten, total unpraktischen Schreibtisch – die Schubladen lassen sich kaum

öffnen –, aber der hat meinem Uropa gehört, und deswegen behalte ich ihn.

Orestes sah sich um. Machte Stielaugen. Es war so peinlich. Hätte er nicht wenigstens versuchen können, so zu tun, als ob er nicht so neugierig wäre? Ich schob ein paar Bücher zusammen, die auf dem Fußboden lagen, in einen etwas ordentlicheren Haufen. Orestes' Blick blieb an einem Foto über meinem Schreibtisch hängen. Es ist ein Bild von unserem USA-Urlaub vor langer Zeit, auf dem Papa und ich auf einer Wasserrutsche zu sehen sind. Da bin ich noch so klein, dass ich auf Papas Schoß sitze, und wir beide lachen so, dass wir kreischen. Das Foto steckt in einem kitschigen blauen Rahmen mit Fischen, auf dem in großen Buchstaben »Fun In Sunny California« steht. Mama, Papa und ich waren seitdem nicht mehr zusammen verreist, und ich bekam plötzlich Angst, dass er mich etwas zu dem Foto fragen könnte. Aber er sagte nichts. Orestes der Schweiger war zurück, schien es.

Ich setzte mich aufs Bett und dachte, dann setzt er sich bestimmt an den Schreibtisch. Und das tat er.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich. »Wegen des Codes?«

»Wir versuchen herauszufinden, ob es eine Caesar-Chiffre ist«, meinte Orestes. »Das ist eine Verschlüsselungsmethode aus Kaiser Caesars Zeiten, soweit ich weiß. Eine Möglichkeit, im Krieg geheime Nachrichten zwischen den Truppen hin- und herzuschicken.«

Er fischte die Kopie des Briefes aus der Hosentasche.

»Das ist die allereinfachste Art der Verschlüsselung«, fuhr er fort, während er den Brief auseinanderfaltete. »Man ver-

schiebt nur die Buchstaben im Alphabet. Man kann sie zum Beispiel um eine Stelle verschieben. Dann wird A zu B, B zu C, C zu D ... Und so weiter. Oder man kann sie um zwei Stellen verschieben, dann wird A zu C, B zu D ... oder um noch mehr Stellen. Na ja, du verstehst schon.«

Ach Mann, warum rückte er damit nicht gleich raus! Anstatt irgendwas über Caesar zu faseln. Das kann ja jedes Kind! Die gebräuchlichste Geheimsprache der Welt.

»Aber das habe ich doch schon versucht«, meinte ich. »Das ganze Alphabet. Funktioniert nicht.«

Orestes verstummte.

»Das Merkwürdige ist, dass es gar keine Punkte in dem Text gibt«, fuhr ich fort. »Und keine Großbuchstaben.«

»Es gibt eben jede Menge unterschiedlicher Codes und Chiffren«, sagte Orestes. »Dann ist das vielleicht was Komplizierteres.«

»Oder vielleicht muss man stattdessen die Worte untereinanderschreiben, wie bei einer Tabelle ...?«, schlug ich vor.

Orestes schien gar nicht zuzuhören. »Irgendwas muss es doch im Netz dazu geben«, meinte er. »Können wir das nicht checken?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Hast du kein Tablet? Keinen Internetzugang?«, fragte Orestes.

Nein, hatte ich nicht. Wie ich schon erklärt habe, war das das Ergebnis des Internet-Zwischenfalls, wegen dem sich Mama letzten Herbst so aufgeregt hatte. Ich war komplett offline. Abgekoppelt. Mama hatte mir anstelle eines norma-

len Handys eines aus der Steinzeit gegeben, mit Riesentasten und einem Minidisplays, damit sie mich anrufen konnte und mich im Auge behalten konnte, wenn ich zum Cellounterricht fuhr.

Ich hatte immer noch keine Lust, Orestes das zu erklären, deswegen behauptete ich, mein eigentliches Handy sei kaputt. Und dass irgendwas mit dem Netzwerk nicht stimmt. Leider. Eine unbekannte, ungewöhnliche Fehlfunktion.

Orestes seufzte. Gleichzeitig hörten wir, wie die Haustür zufiel. Papa war zurück. Orestes stand hastig auf. »Ich muss nach Hause«, meinte er.

»Aber ...«, begann ich. Doch es hatte keinen Zweck, Orestes war schon halb zu meiner Zimmertür raus. Er nickte Papa in der Diele zu und ging dann einfach.

Als er weg war, bemerkte ich, dass der Brief nicht mehr auf dem Schreibtisch lag. Orestes hatte ihn mitgenommen! Ich sank auf dem Schreibtischstuhl zusammen. Jetzt hatte ich meinen Auftrag ausgeführt und das Rutenkind den Brief bekommen, wie es der Mann mit der Pelzmütze gewollt hatte. Und ich stand mit leeren Händen da.

»Der hatte es aber ganz schön eilig«, meinte Papa beim Abendessen.

»Wer?«, fragte Mama hellhörig.

Papa antwortete nicht, sondern wartete darauf, dass ich etwas sagte.

»Wer? Wer ist denn hier gewesen?«, wollte Mama wissen. Ich konnte hören, wie Besorgnis in ihrer Stimme erwachte. »Was habt ihr gemacht?«

»Es war Orestes«, erwiderte ich rasch. Und dann legte ich noch ein paar Informationen zur Beruhigung hinterher: »Er geht jetzt in meine Klasse. Die wohnen neuerdings im ehemaligen Haus von Roséns. Wir haben zusammen Hausaufgaben gemacht.«

»Und er heißt *wirklich* Orestes?«, fragte Mama, während sie eine gleichmäßige Schicht Zucker über ihren Pfannkuchen streute.

Ihr tut mir wirklich alle leid, die ihr Namen wie Orestes, Beowulf, Aladin, Brunhilde oder Galadriel habt. Eure Eltern finden eure Namen sicher toll, und ihr vielleicht auch, aber ihr werdet immer in Erklärungsnot geraten, wenn ihr Leute wie meine Mama kennenlernt.

Man könnte Mama natürlich auch darauf hinweisen, dass es einen *Hauch* ungewöhnlich war, mich Malin zu nennen. Nicht ungewöhnlich im Sinne von *nicht üblich*, sondern ungewöhnlich wie in *total out*. In der Schule gibt es nur mich und vier uralte Lehrerinnen, die so heißen. Aber das hervorzuheben würde nichts bringen.

»Und wie ist der so?« Mama rollte ihren Pfannkuchen auf und schnitt die Rolle in exakt gleich große Stücke.

»Er ... er ist super in Mathe. Ein Mathegenie!«, antwortete ich. »Du würdest ihn mögen.«

Orestes wäre Mamas Traum von einem Sohn. Denn Mama hat in ihrem ganzen Leben noch keinen unlogischen Gedanken gedacht und Orestes ganz bestimmt auch nicht.

Logik, das ist die Lehre davon, wie die Dinge miteinander zusammenhängen. Davon, was zuerst passiert und was

dann passiert, nur weil das Erste passiert ist. Ursache und Wirkung nennt sich das.

Wenn man logisch denkt, muss man einfach nur geradeaus denken, ohne irgendwelche Sprünge zu machen.

Mama sagt immer, dass die Welt so ist, wie sie ist, weil die meisten Leute nicht logisch denken können.

Sie fragte nicht weiter nach Orestes. Stattdessen war sie ungewöhnlich still, ungewöhnlich lange. Ich selbst war vollauf damit beschäftigt, mehr Pfannkuchen zu essen als die anderen, als Mama sich plötzlich räusperte und sagte: »Malin, da gibt es etwas, über das Papa und ich mit dir reden wollen.«

Ich hörte augenblicklich auf zu kauen. Wenn Eltern so etwas sagen, ist das Kein. Gutes. Zeichen.

Ganz richtig. Mama schielte zu Papa, bevor sie weiter sprach.

»Papa geht es jetzt besser, deswegen wird er in Zukunft viel zu Hause sein. Papa und ich haben geredet und sind zu dem Entschluss gekommen, dass ich etwas mehr arbeiten werde. Es gibt da ein wahnsinnig spannendes Projekt bei meiner Arbeit und ... ja, also, da würde ich gern mitmachen. Aber dafür muss ich öfter im Büro in der Stadt sein und bestimmt auch länger arbeiten. Vielleicht manchmal auch reisen. Und ich muss immer schon ganz früh am Morgen anfangen. Bei dem Projekt gibt es eine Arbeitsgruppe in Japan und damit wir zusammenarbeiten können, muss ich zur Arbeit fahren, bevor du morgens aufgestanden bist. Zumindest manchmal.«

Würde Mama sehr viel mehr arbeiten? Und wirklich verreisen? Und morgens nie mehr zu Hause sein? Es fühlte sich an, als würde sich ein Schwarzes Loch vor mir auftun.

Mama war doch sonst immer zu Hause. Und wenn sie doch mal nicht da war, fühlte sich das Haus so leer und groß an, dass ich in mein Zimmer gehen und die Tür zumachen musste. Dass Papa jetzt zu Hause ist, nützt gar nichts. Mit ihm ist es umgekehrt: Ich bin so daran gewöhnt, dass er weg ist, dass es sich komisch anfühlt, wenn er mal da ist. Aber das konnte ich natürlich nicht sagen, denn dann wäre Papa traurig. Also sagte ich nichts, sondern murzte nur etwas. Ich hab es richtig gut hinbekommen, gelangweilt zu klingen. Vielleicht habe ich sogar ein bisschen übertrieben.

»Also, Mama sagt, dass sie ein *klein wenig* mehr arbeiten wird«, sagte Papa und zwinkerte mir zu, während er gleichzeitig zu Mama hinschielte. »Aber du weißt ja, wie Mama ist, wenn sie mal loslegt. Es dürfte also *viel* mehr werden.«

Mama kniff die Lippen zusammen und warf Papa einen wütenden Blick zu. Er tat so, als bekäme er es nicht mit, sondern sah mich an, als hätten wir irgendeinen Insiderwitz gemeinsam.

Ich fühlte mich auf einmal pappsatt und stand vom Tisch auf.

Heute war ein Ein-Plus-und-zwei-Minus-Tag.

Plus:

+ Es fühlte sich gut an, Orestes endlich den Brief gegeben zu haben. Die ganze Zeit hatte ich mir Sorgen gemacht, dass

der Mann mit der Pelzmütze hier auftauchen könnte und mich ausschimpfen würde, weil ich den Brief geöffnet und ihn nicht innerhalb von hundert Tagen dem auserwählten Kind übergeben hatte.

Minus:

- Orestes verstand den Brief auch nicht! Er hatte nur angefangen, Buchstaben herumzuschieben, wie ich es auch schon hundertmal (oder zumindest neunundneunzigmal!) getan hatte.
- Mama wird mehr arbeiten, weniger zu Hause sein und dann wird sie vielleicht nicht mehr so viel Zeit für mich haben!



© Illustration Lotta Ceffenblad

© Ola Klebye



Maria Engstrand, geboren 1973, hat einen Master in Technischer Physik und arbeitet als Europäische Patentanwältin. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Lerum, einem Vorort von Göteborg. »Code: Orestes« ist ihr Debüt und Auftakt einer Trilogie.

© Margit Hofmann



Cordula Setsman, 1975 geboren, hat nach ihrem Studium der Anglistik, Skandinavistik und Germanistik fast zehn Jahre im Lektorat verschiedener Kinder- und Jugendbuchverlage gearbeitet. Heute schreibt und übersetzt sie Bücher für Kinder und Jugendliche.

CODE: ORESTES

von Maria Engstrand



384 Seiten • 16,00 €
ISBN 978-3-95854-153-5
ab 11 Jahren
www.mixtvision.de

»Ich konnte das Buch nicht mehr aus der Hand legen.«
Goodreads Kundenbewertung

Es geht spannend weiter ...

»Code: Elektra«

Band 2 der Trilogie erscheint im August 2020!



»Code: Orestes« ist überall erhältlich,
wo es Bücher gibt. Bestellen Sie gleich über
LChoice bei Ihrem lokalen Buchhändler.

**»ES GEHT
UM DIE ZUKUNFT!
ES GEHT UM ALLES ...
LEBEN UND TOD!«**

In einer eisigen Winternacht wird die 12-jährige Malin von einem seltsamen Mann aufgehalten. Sie soll einen Brief an ein Rutenkind übergeben, das in genau einhundert Tagen in die Nachbarschaft ziehen wird. Als Orestes einige Monate später ankommt, wird Malin klar, dass er das Rutenkind sein muss. Gemeinsam versuchen sie, den mysteriösen und teilweise verschlüsselten Brief zu entziffern.

Und stoßen dabei auf geheimnisvolle Machenschaften, die sie auf eine abenteuerliche Schnitzeljagd führen.